

Ursula Krechel

Lattenschatten

Jemand, der wie ich an einem dicken Roman arbeitet, ist ein Arbeitselefant, der seine Papierstapel transportieren, balancieren muss und dennoch versucht, einigermaßen leichtfüßig zu bleiben. Das ist ein schwieriges Unterfangen. Einerseits das Unveröffentlichte zart zu behandeln wie drei Dutzend rohe Eier, andererseits die Archivmaterialien und die Exzerpte, robuster als die Eier, aber auch unersetzbar, so zu reduzieren, dass nur das Allernötigste mitreist, während das Entstehende dreifach gesichert ist — auf Papier, im Email-Programm und auf dem Stick. All das braucht eine gute Logistik, sofern der Elefant ebenso wie die Schriftstellerin kein Auto und keinen Führerschein hat. Wichtig die Frage im Vorfeld: Gibt es in der Stipendiatenwohnung einen Drucker, einen guten Drucker? Der derzeitige Stipendiat wird befragt: Ein bedingungsloses Ja. Erleichterung.

Schon das Ankommen ist ein Entzücken. Das Herrenhaus mit seinem elegant geschwungenen Dach, der Hof mit dem Brunnen und den Kübelpflanzen, die pfeilerbewehrte Steintreppe, das Gartenreich, darin das kleine Haus. Die Latten, mit denen die Fensterfront des Hauses verkleidet ist, werfen strenge Schatten auf den Fußboden. Der Winkel, in dem die Schattenstreifen zur Wand verlaufen, ändert sich mit dem Lichteinfall. Das Licht geht rund ums Haus, das Licht malt, ich bade im Licht, ich trinke das Licht, ich löftele das Licht, dann sind die scharfen Schattenstreifen verschwunden, und die Sonne steht über der Terrasse und blendet. Tür auf, die Sonne leckt über die schwarzen Tintenzeilen, wärmt sie auf. Jetzt beginnt die Maiglöckchenzeit. Die Tulpen strotzen, eine gutartige Katze besucht mich, ich schwatze mit dem Gärtner, der schon als Schuljunge im Garten gearbeitet hat, um sein Taschengeld aufzubessern. Er lockert den Boden, jätet, gießt, setzt Zinnienpflänzchen ins Frühbeet, nennt Pflanzennamen, die ich leider sofort wieder vergesse. Er säubert den kleinen Teich, aber die Fische raubt ein Reiher. Meine Zeilen auf dem Papier und die Schattenzeilen konkurrieren. Ich staune das Licht an, das Licht zeichnet, malt mit einer beharrlichen Konsequenz, die ich mir zum Beispiel

nehme, Zeile für Zeile, Latte für Latte. Nicht dass ich in Berlin im Düsternen lebe, aber die Lattenschatten-Spiele gibt es nur hier. Hinter der Steinmauer geht die Sonne unter, ein machtvoller Ball, dann bin ich allein mit der Glocke der reformierten Kirche. Nachts, solange die Schiebetür noch offensteht, wandere ich die Milchstraße entlang.

Was ich schreibe, passt ganz und gar nicht in mein kleines feines Haus. Schreibend lebe ich mit einem Sinti-Paar, das ein Restaurant gegründet hat, Glück der Gastfreundschaft, Glück, angekommen zu sein in einer vorurteilsfreien Gesellschaft. Einmal wird in das Restaurant eingebrochen, ein andermal setzt jemand einen Kothaufen vor die Tür, ein drittes Mal wird das Restaurant zerstört. Hilft jemand? Hat jemand Mitleid? Die Polizei sagt: Hier gibt es keine Neonazis. Nein, das glaubt niemand, aber der Sinto macht sich auf den Weg, sucht die Täter, und ich begleite ihn nachts schreibend im Mondlicht, ehe ich die Schiebetür schließe. Ich schreibe weiter an einem anderen Kapitel über den Weinlieferanten des Restaurants, einen Schulfreund, der es schlau angestellt hat, die väterliche Essigfabrik gegen ein würdiges Weingut umzurubeln. Ich bin zufrieden beim Schreiben, zufrieden in einem Schweizer Leben. Eines hat mit dem anderen gar nichts zu tun oder doch.

Ich steige auf die Lenzburg, oh, die Weinberge am Hang, ich klettere das Himmelsleiterli hoch, spaziere an der Aa entlang, gurgelnde Frische, gefältelte kleine Buchten, vermooste Wurzeln. Alte Damen spazieren mit ihrem Rollator, Wandergruppen kommen entgegen. Auch das Gefängnis interessiert mich. Dass Hans Mayer hier einen Teil seiner Emigration verbracht hat, und nicht den schlechtesten, wie er in seiner Autobiographie schrieb, erzählt mir Martin Zingg.

Ich fahre nach Hallwyl. Plötzlich, als hätte die SBB sie an den Horizont geklebt, sind die Berge da, mächtig, weiß, rosa, ins Lilafarbene spielend, schweigend, sie tauchen auch über der Dachterrasse im Kaufhaus Globus wie ein Wandschirm auf, sie sind in meinen Träumen, aber auf den Seiten, die der hervorragende Drucker ausspuckt, sind sie nicht.

Die ersten Kletterrosen auf der Sonnenmauer blühen. Ich reise nach Basel, da steht die Hitze, und im würdigen Katalogsaal des Staatsarchivs Basel ist es kühl. Ich bin zu

einer Diskussion über das Thema „Archiv und Literatur“ eingeladen. Gabriel Heim, Sohn einer Berliner Emigrantin, deren Mutter trotz aller Bemühungen nicht mehr in die Schweiz fliehen konnte und deportiert wurde, zeigt mir die Ausstellung über Emigranten in die Schweiz, bestückt aus unzähligen Akten der Fremdenpolizei seit dem 19. Jahrhundert. Das Kunsthaus Aarau ruft. Warum ist die geschwungene dunkle Treppe im weißen Kubus so großartig? Ah, Herzog & de Meuron haben den Bau entworfen. Dann ein magisches Bild von Füssli, ein kühner Akt von Max Pechstein, Meret Oppenheim, Hans Richter. Die Herausgeberinnen der Werkausgabe von Emmy Ball-Hennings bitten um einen Vortrag zu dem erstaunlichen Roman „Das Brandmal“. Wie großartig, dass die geborene Kielerin, vom Ersten Weltkrieg wie so viele in die Schweiz gespült, auch hier ediert wird. Als hätten die Deutschen die Emigrantin aufgegeben. Das Museum in Lugano ruft, der See, die Italianità in der Schweiz, das Theater am Neumarkt ruft, das Theater am Pfauen und die Box im Schiffbau. Der Schiffbau: ein Ort, wie ich ihn mir in der Schweiz gar nicht hätte vorstellen können.

Die Lauchgewächse im Garten strotzen mit ihren violetten Kugeln. Die Pfingstrosen drehen ihre schweren Blütenköpfe der Sonne zu. Ich besuche die Stadtbibliothek und erkläre meine Kalamität, wieder Gottfried Kellner lesen zu wollen, aber das Gepäck, das Elefantöse, gerne möchte ich einen Leseausweis, aber ich bin nur Kurzzeit-Lenzburgerin. Die Bücher-Damen konferieren und beschließen, eine Stipendiatin aus dem Müllerhaus könne selbstverständlich gratis lesen. Danke. Nachmittags Eiskaffee und Zeitungen in der Rathausgasse, Spaziergänge, zurückgebracht werden Stapel von Druckpapier und auch ein Glas Tinte, aus dem mein Füller nur zwei, drei Schluck trinkt. Die Füße auf dem Boden, das gleißende Licht auf dem Schreibtisch, so lässt es sich gut arbeiten. Der Reiher kommt, einfach in die Hände klatschen, wenn er am Teich räubert, hat mir der Gärtner aufgetragen.

Ich danke der Müller Stiftung für ihre großartige und so diskrete Förderung, den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Müllerhauses bzw. des Aargauer Literaturhauses, besonders Ursula Furrer und Bettina Spoerri. Ich war so gerne in Lenzburg.